

wahl herausbringt, deren zweiter Band soeben zum 25. Todestag erschienen ist. Er umfasst die Jahre 1941 bis 1956 und zeigt das allmähliche Wachsen des Autors im Gehäuse der Wörter, aber auch den Durchbruch von der Introversion zur Außenwelt, vom Schreiben hauptsächlich für sich selbst zum Schreiben für eine Leserschaft. Immer stärker tritt hier auch die Idee eines Theaters hervor, das auf seine eigenen Mittel reduziert ist: »Bei Godot«, liest man da, »ist es ein Himmel, der nur dem Namen nach Himmel ist, ein Baum, bei dem man sich fragt, ob es überhaupt einer ist, klein und verkümmert. Ich sähe das gern, egal, wie es gemacht wird, so widerwärtig abstrakt, wie sich die Natur für die Estragons und Wladimirs darstellt, als schwitzigen, stinkigen Kalvarienberg, wo mal eine Rübe wächst, sich ein Graben auftut, sonst nichts.«

Mit *Warten auf Godot* kam der Erfolg, der plötzliche Ruhm, der so zerstörerisch auf den Menschen herabstürzen kann, aber Beckett hatte die Kraft, ihm standzuhalten, ja ihn zu ignorieren. Als er 1969 den Nobelpreis erhielt, der zum Glück manchmal auch großen Dichtern verliehen wird, nahm er ihn nicht selbst in Empfang, sondern machte sich unsichtbar. Seine Geschichte führte nicht vom Dunkel zum Licht, sondern blieb in einer Art Schwebezustand. Er selbst hat dazu in einem Interview gesagt: »Wenn es nur Dunkelheit gäbe, wäre alles klar. Weil es aber nicht nur Dunkelheit, sondern auch Licht gibt, wird unsere Situation unerklärbar.«

Samuel Beckett: Ein Unglück, das man bis zu Ende verteidigen muss. Briefe 1941–1956. Aus dem Englischen und Französischen von Chris Hirte, Suhrkamp, Berlin 2014, 819 S., 45 €.



Hanjo Kesting

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschienen seine Bücher *Augenblicke mit Jean Améry* (Wallstein, Göttingen) und *Das Geheimnis der Sirenen. Bilder und andere Abenteuer* (Wehrhahn, Hannover).

Jutta Duhm-Heitzmann

Generationengespräch mit sich selbst

Hans Magnus Enzensbergers Rückblick auf die 60er Jahre

»Keiner von uns beiden erkennt sich in dem anderen wieder.«

Der eine: Hans Magnus Enzensberger, Ende 30, ein nicht unbekannter deutscher Autor und ideologisch dem linken Spektrum zugeordnet. Der andere: Hans Magnus Enzensberger, gerade 85 geworden, zusammen mit Günter Grass und Martin Walser einer der Altmeister der heutigen deutschen Literatur. Ideologisch nicht einzuordnen, manche machen ihm das zum Vorwurf. Aber das ist ein anderes Thema.

Die beiden Enzensbergers sind die Gleichen, wenn auch nicht dieselben, kaum verwunderlich bei einem Altersunterschied von einem halben Jahrhundert. Und nun reden sie miteinander, in einem fiktiven Dialog, fremdvertraut, scharfzüngig-kritisch, oft verwundert, bisweilen verständnislos. Was will der Alte vom Jungen? Und warum soll sich der Junge rechtfertigen für sein Denken und Tun in jenen »revolutionären« 60ern, von denen hier hauptsächlich die Rede ist?

Dialog-Anlass waren ein paar vergessene, zufällig ausgegrabene Kartons im Keller von Enzensbergers Haus: »Briefe, Notizbücher, Photos, Zeitungsausschnitte, liegengelassene Manuskripte. Der Zufall regierte in diesem Papierhaufen. Aber zumindest fand sich in diesem Durcheinander nichts, was hinterher, aus großem zeitlichen Abstand, erfunden worden wäre.«

Dass sich die notierte Realität im Würgegriff zwischen Faktenlage und literarischem Gestaltungswillen verändern würde, wusste der Autor natürlich. Dennoch konnte er der Verlockung nicht widerstehen, als der Gott des Zufalls ihm dieses Material vor die Füße kippte: zur gefälligen Bedienung als biografisch-literarischen Steinbruch – auch wenn Enzensberger den Begriff Autobiografie, zumindest hier und vor allem für sich, fast angeekelt ablehnt: »Mit Widerwillen blättere ich in den Memoiren meiner Zeitgenossen. Ich traue ihnen nicht über den Weg.«

Gefunden hatte er Zeugnisse aus drei Lebensabschnitten: »Aufzeichnung von einer ersten Begegnung mit Rußland«, »Gekritzelte Tagebuchnotizen von einer Reise durch die Sowjetunion«, »Erinnerungen an einen Tumult«. Zeitlich zu verorten 1963, 1966, und 1967–1970, von den mäandernden Fahrten durch eine sich noch sicher wählende Sowjetunion über die weltweiten Reisen eines Getriebenen, der immer wieder andockt im emotional und politisch aufgewühlten Berlin, bis hin zum Aufenthalt auf Kuba, damals noch im postrevolutionären Castro-Rausch.

In die Sowjetunion kam Enzensberger 1963 durch eine Einladung zu einem internationalen Literatentreffen in Leningrad. Offizieller Titel: »Probleme des zeitgenössischen Romans«. Einen Roman hatte er zwar nie geschrieben, aber er war bekannt als Mitglied der Gruppe 47 und galt als irgendwie links. »Zu meinen Gunsten fiel, glaube ich, vor allem mein Geburtsdatum ins Gewicht. Man konnte sicher sein, daß

mit keinen unangenehmen Details aus der Nazizeit zu rechnen war«, kommentiert Enzensberger selbst.

In Leningrad erlebte er eine abgehobenen unwirklichen Welt, die dennoch auf ihre Art die sowjetische Realität spiegelte. Verhättselt als Mitglieder einer wichtigen ausländischen »Delegation«, genossen die Autoren die Privilegien der literarischen Nomenklatura (ein eigenes Jagdgebiet samt Flugzeug für den Vorsitzenden des Schriftstellerverbandes). Am Rande aber fanden sie die kritischen Kollegen, misstrauisch beobachtet und immer gefährdet, den Dichter Konstantin Bogatyrow etwa, der gerade durch seine Offenheit Enzensbergers Freund wurde.

Offizieller Höhepunkt war eine Einladung ins Landhaus von Nikita Chruschtschow, unspektakulär und fast beklemmend kleinbürgerlich. Wie beiläufig und doch genau Enzensbergers Beobachtungen zum Auftritt des wenig gebildeten, gesellschaftlich ungeschickten und doch so sicher machtinstinktgesteuerten Politikers: »Durch ein Plebiszit oder durch parlamentarische Wahlen wäre dieser Mann nie in den Besitz der Macht gekommen. Er ist unscheinbar. Das hat ihn vermutlich gerettet. Seine Stärke ist die eines Menschen, der zu überleben vorhat.«

Auf seiner zweiten, längeren Reise durch die Sowjetunion 1966, diesmal nicht im Literatenpulk, verliebte sich Enzensberger in Mascha, die verwirrend ungewöhnliche Tochter des einst mächtigen russischen Schriftstellers Konstantin Fadejev, der sich nach Stalins Sturz erschossen hatte. Die Beziehung zu Mascha wurde das Hauptthema der nächsten Jahre, eine nahezu kopflos machende *Amour fou*.

»Tumult« nennt Enzensberger diese Zeit des Getriebenseins. Bezogen auch auf das politische Berlin der 60er Jahre. Sein Bruder Ulrich hatte die Kommune 1 mitgegründet, pikanterweise in der Wohnung

*Liebesrausch und
Ernüchterung*

des abwesenden Hans Magnus, der nach seiner Rückkehr die ganze Bande vor die Tür setzte. Enzensberger war Teil des revolutionären Protestes und kannte sie alle: Gaston Salvatore, Rudi Dutschke und all die zornigen Aktivisten, die Deutschland zu einem anderen Land machen wollten. Und doch stand er abseits. »Wie in der Schule, wie an der Universität, wie im Büro habe ich allzu oft gefehlt. Beim Berlin-Besuch des Schahs saß ich in einer Moskauer Küche. Immer wieder habe ich Straßenschlachten verpasst oder verschlafen.« Oder instinktiv gemieden?

Und immer wieder Mascha: Trennung vom jeweiligen Ehepartner, Heirat mit Hindernissen, der schwierige Versuch, sich in einem neuen gemeinsamen Leben einzurichten, der Sturz aus dem Liebesrausch in eine ernüchternde Realität. Rettung versprach 1967 ein Stipendium am amerikanischen Wesleyan College – beendet durch einen spektakulären Schritt: Vietnamproteste und Studentenunruhen erzwangen eine bis dahin unbekannte Politisierung in den USA und in Europa. Enzensberger schrieb dem Dekan des Colleges einen Kündigungsbrief, angeblich nur an ihn gerichtet, aber öffentlich gemacht als de facto-Kampfansage gegen die Politik der amerikanischen und bundesdeutschen Regierung. Und siedelte mit Mascha nach Kuba über.

Kuba – wieder so eine Erfahrung mit dem Realsozialismus jener Jahre. Er traf einen postrevolutionären Castro, der als wohlmeinender Tyrann sein Land wirtschaftlich zugrunde richtete. Die Zuckerproduktion zum Beispiel, einst Quelle des Reichtums, war aufgrund der wirren Ideen des Máximo Líder völlig eingebrochen. Wie andere zog auch der deutsche Intellektuelle die Machete schwingend als Erntehelfer auf die Felder – die sozialistische Illusion kollidierte schwer mit der stümpfernden politischen Wirklichkeit.

Enzensbergers Abrechnung mit den eigenen und den politischen Irrtümern

der anderen schäumt nie, das liegt ihm nicht, die Konfrontation – auch mit sich selbst – bleibt ironisch-distanziert. Doch er begriff, dass er immer ein wenig schief lag, wenn's ans Handeln ging. Die Aktion war nicht sein genuines Terrain und der linke Enzensberger, den die Studenten und Gesellschaftsrevolutionäre jener Zeit an ihrer Seite wähten, nicht der Genosse, den sie in ihm sahen. Fast trotzig sein damaliges Statement, mit dem er sich gegen Peter Weiss zur Wehr setzte: »Die moralische Aufrüstung von links kann mir gestohlen bleiben. Ich bin kein Idealist. Bekenntnissen ziehe ich Argumente vor. Zweifel sind mir lieber als Sentiments. Revolutionäres Geschwätz ist mir verhasst. Widerspruchsfreie Weltbilder brauche ich nicht. Im Zweifelsfall entscheidet die Wirklichkeit.«

Enzensbergers kritische Neugier machte ihn schon damals zum analysierenden Betrachter. Der Dichter der vielzitierten Zeilen »Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne« hatte mit dem Kursbuch zwar ein Forum für den politischen Diskurs der außerparlamentarischen Opposition gegründet, aber sich bald davon zurückgezogen. An seine Stelle traten die Kulturzeitschrift *Transatlantik* und die großartige Buchreihe *Die andere Bibliothek*, für die er literarische und philosophische Preziosen entdeckte – Inseln der Neugier auch sie.

Auch in den autobiographischen Skizzen, die Enzensberger in *Tumult* verarbeitet hat, leuchtet schon seine charakteristischste Eigenschaft auf: die erstaunliche intellektuelle Beweglichkeit. Das Recht auf Veränderung, auch durch die Zeit, schließt das Recht auf Uneindeutigkeit ein. Enzensberger war und bleibt auf der Suche, immer neugierig, immer entdeckungsfreudig. Bestechend nach wie vor die stilistische Souveränität und die elegante Lässigkeit seiner Sprache, die Klugheit hinter der ironischen Leichtigkeit. Und eine gewisse Re-

*Neugier und
Beweglichkeit*

serviertheit: »Schon als Kind wusste ich, dass es so etwas gibt. Eine Reserve, die man für sich behält. Gedanken, die unausgesprochen bleiben, die nie gerinnen dürfen.« Hans Magnus Enzensberger beschloss am

Ende von *Tumult*, was er eigentlich immer tut: »zu dem zurückzukehren, wozu ich die meiste Lust habe«.

Hans Magnus Enzensberger: Tumult, Suhrkamp, Berlin 2014, 288 S., 21,95 €.



Jutta Duhm-Heitzmann

lebt als freie Journalistin in Hamburg und arbeitet als Autorin und Literaturkritikerin vorwiegend für den Hörfunk.

ju.dh@web.de

Dirk Klose

Der »rote Zar von Preußen«

Erinnerung an den großen Demokraten Otto Braun

In der SPD hatten nach 1945 mehrere Sozialdemokraten, die schon in der Weimarer Republik politische Verantwortung getragen hatten, wieder wichtige Ämter und Positionen inne. Erinnerung sei an Ernst Reuter, den Regierenden Bürgermeister von Berlin, an Paul Löbe, der 1949 den ersten Bundestag eröffnete und an die preußischen Minister Carl Severing und Adolf Grimme, die im jungen Bundesland Nordrhein-Westfalen eine wichtige Rolle spielten. Erstaunlicherweise blieb einer der bedeutendsten Sozialdemokraten der Weimarer Republik, der langjährige preußische Ministerpräsident Otto Braun, fast ganz außen vor, obwohl er nach eigenem Bekunden gerne wieder »mitgemacht« hätte.

Aber seine Partei wollte ihn nicht mehr; er galt als Prototyp des zwar gutwilligen, aber letztlich gescheiterten Vernunftrepublikaners, und von solchen wollte man sich unbedingt absetzen. Diese mentale Reserve dauert eigentlich bis heute, und allmählich wurde es fast beschämend, wie einer der großen Demokraten Deutschlands im 20. Jahrhundert links liegen gelassen wurde. Daran hat auch die Maßstäbe setzende

Braun-Biografie des jüngst verstorbenen Berliner Historikers Hagen Schulze von 1977 nichts wesentlich geändert.

Ganz langsam scheint sich nun aber der Wind zu drehen, und nicht von ungefähr in einem Zentrum des ehemaligen Preußen. Vor dem wieder aufgebauten Schloss in Potsdam, jetzt Sitz des brandenburgischen Landtags, wurde im vergangenen Jahr ein »Otto-Braun-Platz« eingeweiht, den bald auch eine Büste Otto Brauns zieren soll. Und gemeinsam von Landtagspräsidium, Brandenburgischer Historischer Kommission und dem von Manfred Görtemaker besetzten Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Universität Potsdam wurde ein Gedenkbuch konzipiert – nicht in der Absicht, die Schulze-Biografie zu ersetzen, sondern um Brauns politisches Wirken von den Jugendjahren in Königsberg bis zum Schweizer Exil in geraffter Form für ein größeres Publikum darzustellen. Die acht Beiträge haben Görtemaker und teils jüngere, teils im langjährigen Staatsdienst groß gewordene Historiker verfasst; abgerundet wird der Band (dem leider ein Personenregister fehlt, was mit Blick auf den turbulenten Zeitraum hilf-